

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 48.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Banne Mammons.

(Fortsetzung.)

Wirkten in Gertrud's Brust Gedanken und Gefühle durcheinander. In der Vergangenheit tauchte für den Moment die Gegenwart unter. Und als Graf Fritz von Feldersberg sich mit hochachtungsvoller, ritterlicher Zärtlichkeit von ihr verabschiedete, da war sie ganz in die Zeit des früheren Glanzes zurückversetzt, da war sie wieder die Tochter des Banquiers Reinhold Margentheim.

Und nun mußte doch der Portier die Thüre öffnen, und ein Diener mußte ihr oben, nachdem sie die breiten, mit Sammetteppichen belegten Stufen hinaufgeschritten, den weichen Pelz abziehen, und ihre Blumen, in den großen, mit Goldreifen geschmückten Vasen zu beiden Seiten der Thür des Korridors, und die rothen, frischen Kamelien daneben mußte sie jetzt noch grüßen zur Nacht, um dann in das duftige, von dem milden Licht der blauen Ampel sanft durchfluthete Zimmer mit dem schwellenden, spitzenreichten Himmelbett zu schlüpfen, und noch ein Weilchen mit den kleinen, perlengestickten Schuhen zu spielen, sie neckisch mit den niedlichen Füßchen auf die weichen, kostbaren Teppiche zu schleudern — und nun zu schlafen, — süß wie ein Engel. —

Aber sie gingen ja keine glatten, mit Goldbleisten gesäumten Stufen hinauf, — auch kein betretter Portier hatte die Thür geöffnet, als die gräßliche Equipage wieder rasch von dannen saufte. Dunkel war's im schmalen Hausflur, und Herr Margentheim mußte ein Bündholz anstreichen, ehe er die Thüre fand, die in das kleine, nach dem Hofe zu gelegene Zimmer führte, — ganz wie die armen Leute.

Gertrud öffnete. Nur schwaches Licht streute die Petroleumlampe durch den kleinen Raum, und bei ihrem matten Schimmer saß ein bleiches, armes Weib mit verweinten Augen, ganz in Schwarz gekleidet, — und sieh nur hin, Gertrud: sie legt eben ein neues Kinderhäubchen beiseite. —

* * *

O, Herr Reinhold Margentheim war ein kluger Mann! — Er wußte durch schlaue Zärtlichkeit auf das Gemüth seiner Tochter eine größere Wirkung auszuüben, als durch alle Gewaltmittel möglich gewesen sein würde. Er spielte sogar fast den Neumüthigen in Bezug auf sein erstes Auftreten der Tochter gegenüber.

Auch der Graf von Feldersberg ließ sich durch die heimlicher werdenden Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten nicht fehlen, und Ludmilla, die nun öfter wiederkehrte, wußte stets soviel zu plaudern, stets soviel Neues zu erzählen, daß Gertrud für Augenblicke wieder eine leise Sehnsucht nach dem Verkehr mit der großen Welt beschlich. Sie war ja sonst so ganz allein, — der Geliebte weilte immer noch fern. Auch schien ihr der Cirkel, in dem sie früher zu verkehren pflegte, unendlich besser geworden zu sein. Wie ganz anders als sonst zeigten sich nun die Genossinnen ihrer Jugend, dieselben jungen Damen, die sie einst nasenrumpfend angesehen und voll Mißgunst die Toiletten der anderen prüften oder sich wegen eines schönen Tänzers beneideten und sich zu verleumdern suchten! —

Ludmilla hatte schon wiederholt Billets für die Oper und für das Schauspielhaus gebracht: Gertrud brauchte sie nicht anzunehmen. Der Graf verschah ihren Vater so reichlich mit solchen, daß man in der Regel schon am vorhergehenden Tage wußte, welches Theater oder welches Concert man morgen besuchen würde. Auch hatte Herr Margentheim gesagt, für die Tochter des Banquiers Margentheim schade es sich nicht, geschenkte Billets anzunehmen. Er freilich, er nahm sie! — Aber das war etwas ganz anderes: diese waren ein Präsent seines künftigen Schwiegersohnes, Seiner Erlaucht des Grafen Fritz von Feldersberg.

So kam jetzt Gertrud wieder mehr mit der vornehmen Welt in Berührung, und lebte sich stets tiefer in die alten Verhältnisse wieder ein. Der Graf nahm sie immer wieder durch seine sich steigende Liebenswürdigkeit gefangen, — ohne doch ihr Herz zu erobern. Denn das gehörte in unverbrüchlicher Treue dem abwesenden Geliebten.

Aber sie glaubte, ganz abgesehen davon, daß sie sich in der glänzenden, sie freudig bewillkommenden Gesellschaft sehr gefiel, und daß sie schon in eine Art von Betäubung und Verblendung gerathen, sie glaubte dadurch, daß sie scheinbar auf den Willen des Vaters einging, der Mutter und sich viele trübe Tage zu ersparen: wenn Johannes zurückkehrt, dachte sie, und vor den Vater tritt, sein Jawort zu erbitten, und wenn sie dann auf's neue sagt, daß sie trotz aller Zerstreungen der letzten Wochen ihn, den Einzigen, nicht habe vergessen können, und

wenn dann auch wieder stehend die Mutter herzuwandelte, so muß sich der starre Wille des Vaters beugen, — er wird nicht ein Band zerstören wollen, das schon so fest die Herzen verkettet! —

So meinte die Mutter, obschon sie sich nicht verhehlte, daß es sehr großer Anstrengungen bedürfen würde, um den Gatten anders zu stimmen; — sie hörte indeß nicht auf, ein wachsam Auge für Gertrud zu haben, und zuweilen, wenn sie allein bei der Arbeit saßen und Gertrud in so berückenden Worten von der glänzenden Welt da draußen erzählte, rief sie der Tochter sorgend zu:

„Kind, laß dich nicht verblenden, laß dich nicht täuschen!“

Denn sie wußte, wie sehr sich Herr Margentheim täuschen ließ. — Johannes mußte doch bald zurückkehren, um der Geliebten, die man mit goldenen, schimmernden Regnen umgarnen wollte, zuzurufen:

„Entflieh mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus.“

Er mußte ja nun bald kommen. — Aber er kam immer noch nicht wieder, — und es nahte doch der furchtbare Tag, da Herr Margentheim von Gertrud eine bestimmte Erklärung verlangte!

Welch' eine schreckliche Woche hatte das arme Mädchen noch zu durchleben, — wie quälte man das schene Vöglein noch, ehe man es klug und vorsichtig in den goldenen Regnen fing! —

Gertrud hatte auf die Frage ihres Vaters, ob sie dem Grafen die Hand reichen wolle, wieder mit Bestimmtheit „Nein!“ geantwortet. Aber diesmal schmähete und zürnte Herr Margentheim nicht; — o, er war ein kluger Mann! —

Wieder an einem Sonntag wollte der Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg, der längst Gelegenheit gefunden hatte, Gertrud in beredten Worten seiner glühendsten Liebe zu versichern, wieder an einem Sonntag wollte der Graf kommen, um das Jawort zu holen: es war die höchste Zeit, denn seine Freunde sängen schon an, von Mißerfolg gewisser Anstrengungen zu reden und zu spotten. — Heute war es Sonnabend. Am Nachmittage, als Herr Margentheim von seinen gewohnten Bummelereien zurückkehrte, fand er Frau und Tochter sehr betrübt daheim, — sie mußten sogar geweint haben, die Beiden. Und sie hatten Grund genug dazu gehabt.

Der Miethsherr hatte mit rauhen Worten erklärt, er habe nunmehr die bis jetzt von der Familie Margentheim benutzte Wohnung, für welche der Miethzins nun seit einem Vierteljahre ausgeblieben war, weiter vergeben; dazu waren wieder von mehreren Kaufleuten sehr ernste Drohbrieife eingelaufen, und sogar eine ziemlich hohe Rechnung vom Weinhändler, mit welchem sich Herr Margentheim selbst zu vereinbaren pflegte, hatte sich eingestellt. Wie man diesen Gläubigern gerecht werden könne, darüber wußten die beiden Frauen nicht Rath.

Als Herr Margentheim die Papiere liegen sah, warf er sie nicht wieder mit verächtlichen Blicken vom Tische herunter, sondern durchblätterte sie aufmerksam und zog dann mit ruhiger Miene, als könne er sofort das nöthige Geld auszahlen, seine Brieftasche hervor. Statt baarer Summen lag aber im nächsten Augenblicke vor den staunenden Gesichtern der wie erstarrt dastehenden Frauen — ein großer Schuldbrief auf dem Tische, in welchem „Herr Banquier Reinhold Margentheim bekannte, am 1. September 1875 von Herrn Grafen Fritz von Feldersberg dreitausend Mark zu drei Procent geliehen bekommen zu haben.“ —

Er hatte das Papier mit jener ruhigen Ueberlegenheit, mit jenem, ich möchte sagen, frechen Lächeln auf dem Tische ausgebreitet, welches gewissen Berlinern eigenthümlich ist.

Einen Augenblick nur schauerte er leise zusammen, als er die beiden Frauen mit weit aufgerissenen Augen stehen sah, und die Mutter mit einem Schrei der Verzweiflung die Hände über dem Haupte zusammenschlug und in einen Stuhl sank, während Gertrud den Schuldbrief noch ganz verblüfft in den zitternden Händen hielt. — Dann aber trat er ruhig Gertrud einen Schritt näher und sagte:

„Gertrud, es gibt nur Einen Weg, uns zu retten: — du mußt Herrn Fritz von Feldersberg die Hand reichen!“ —

Er sagte dies nicht, als ob er irgendwelche Schuld an dem

völligen Ruin trüge, als ob er in kurzer Zeit fast diese ganze Summe und die Einnahmen des Hauses bei seinem Schlenkrian verschwendet; er sagte es in dem Tone des trockenen Geschäftsmannes, welcher das Gefühl der Scham kaum mehr kennt, und trocken erklärt, daß die „Ungunst der Zeit“ ihn zwingt, seinen Bankerott anzugehen.

Nach den letzten Worten des Vaters fuhr Gertrud jäh zusammen und wäre, bebend an allen Gliedern, umgesunken, wenn Margentheim sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Es war eine furchtbare Stunde, in welcher der kalte, herzlose Mann — der „feine Mann“, Herr Banquier Reinhold Margentheim! — ruhig dastand und mit einem leisen Lächeln der Freude über seinen endlichen Triumph auf die beiden schluchzenden Frauen, auf die armen, getäuschten Opfer hinsah. —

Herr Margentheim hat in der folgenden Nacht ziemlich gut geschlafen; seine Gattin und Gertrud vermochten kein Auge zu schließen. O, die Qual des armen, armen Mädchens! — Es war ihr, als sei alles um sie her in Aufruhr gerathen, und als müsse Jemand kommen, sie zu retten, als müsse er mit starken Armen sie aus aller Gefahr reißen und an seiner Brust sie beschützen. Aber da Niemand nahte, sie fortzutragen und sie zu schützen, dachte sie daran, selbst zu fliehen, — zu ihm zu eilen in der Stille der Nacht, und im Aufruhr ihrer Gedanken hatte sie schon einmal aus dem Bett sich erhoben und das leichte Nachtkleid übergeworfen. — Zur Thür war sie getreten, und öffnen wollte sie. — Aber wie der Schlüssel klorrte, zuckte sie schauernd zusammen, plötzlich zu vollem Bewußtsein kommend, und das bleiche Mondlicht fiel auf die schöne, schlankte Gestalt in dem leichten, durchsichtigen Gewebe. —

Die Nacht flüstert dem Menschen so Vieles und oft so Seltsames zu, und in den eben verfloffenen langen, nächtigen Stunden hatte sich Frau Margentheim immer und immer wieder an etwas erinnern müssen, was sie ihrer Tochter bisher verborgen, was ihr aber schon seit Wochen schüchterne Zweifel zugerannt. Nun hörte sie nicht auf, sich zu fragen: Warum nur Johannes, seit er auf seiner Reise sich befindet, bloß ein einziges mal, und nun gewiß seit vier Wochen gar nicht mehr geschrieben? —

Es ist wahr — dachte Gertrud, als die Mutter ihr am frühen Morgen endlich jenes leise Mißtrauen zu erkennen gab, — warum mag er nur so lange nicht geschrieben haben? —

„Ja, Mutter, just auch ich habe mich immer gefragt!“ —

Sollte ihm ein Unglück widerfahren sein? — Aber nein! Dann würden uns die Eltern davon benachrichtigt haben. — Sollte er wirklich seine Liebe — — —

Aber das wäre ja ein furchtbarer Gedanke — und Thorheit! Das war ja nicht möglich! —

Und doch! — Hatte sie sich nicht auch von dem Glanz, der sie jetzt zuweilen wieder umgab, blenden lassen? — Hätte sie sich nicht schon lange, wenn es anders war, dieselbe Frage, wie die Mutter, viel lauter, viel lauter vorlegen müssen? — Hatte nicht doch vielleicht eine gewisse Gleichgiltigkeit in ihrem Herzen platzgegriffen? — War nicht noch jetzt manchmal ihr Sinn wie verwirrt, und sah sie nicht oft in stillen Stunden die lichterfüllten Säle, die glänzenden Toiletten, hörte sie nicht zuweilen rauschende Musik und süß lispelnde Worte, — wehe! Sah sie nicht auch zuweilen die feurigen Blitze funkelnder Augen? — Und hatte niemals ein seltsames Sehnen ihr Herz beschlichen?

Wie, wenn es ihm so ergangen, — ja, wenn er von einer Andern gefesselt worden wäre?

Der Aufregung der letzten Nacht folgte eine bleierne Abspannung, und die Gedanken konnten durcheinander schwirren und kreisen, ziellos, in's Unendliche; und so webte sie ein Gewebe, welches die sonderbarsten Bilder enthielt und des Mädchens klares Bewußtsein verhüllte und verdunkelte.

„Kind, wir sind verloren!“ unterbrach die schluchzende Stimme der Frau Margentheim die Gedanken Gertrud's.

„Es gibt nur eine Rettung!“ sagte der Vater wieder, als er eben aus seinem Schlafzimmer herüberkam, und heute klang seine Stimme etwas weniger gleichgiltig als gestern. „Es gibt nur eine Rettung!“

Und im Herzen des Mädchens flüsterte erst leise, dann immer lauter eine böse Stimme: Warum schrieb er nicht, — warum schrieb er nicht? — Er vergißt dich, Gertrud, er vergaß dich! — Und das Herz des armen Mädchens antwortete darauf abwechselnd mit Ja und Nein. — Dann drängte es weiter: Du bist blind und überlässest deine Eltern, — die gute Mutter, — thöricht dem Elend, — und von dir wirst du das Glück, — alle Herrlichkeiten kannst du haben, wenn du die Augen öffnest, — alle Herrlichkeiten! —

Und ihr Wesen kam wieder in eine furchtbare Aufregung, und wenn vorhin ihre Gedanken ohnmächtig und wie trunken durcheinander taumelten, bekamen sie jetzt jene Schärfe, welche immer die Anspannung aller Nerven erzeugt: klar sah sie, in schrecklicher Färbung, das Elend ihrer Eltern, — das Elend, welches sie „herbeigeführt“, — aus der Ferne aber, von einer andern Seite, sah sie es leuchten wie goldnen Schimmer und Zauberglanz, — ihr ganzes Denken und Fühlen gerieth in Verwirrung. —

„Gertrud, es gibt nur eine Rettung, — eine Rettung! — Willst du uns betteln gehen lassen?“ sagte Herr Margentheim jetzt, nachdem er sich vollständig angekleidet, mit dem größten Ernste und voll erheuchelten moralischen Gefühls. „Willst du Fritz von Feldersberg, der dich aus ganzer Seele liebt, deine Hand reichen?“

Frau Margentheim, schon immer kränklich, war ihrer selbst nicht mehr mächtig, und hatte schluchzend das Haupt auf das Eckischchen gelegt; sie hörte fast nichts mehr. —

Horch! Jetzt hält draußen vor der Thür des Grafen Equipage: Gertrud, jetzt wirst du geraubt, jetzt wirst du gefangen!

„Gertrud, Gertrud! Es gibt nur eine Rettung!“ Und es war, als ob den „feinen Mann“ plötzlich ein Angstgefühl überkommen.

Er vergaß dich, er vergaß dich! — Er ist dir untreu! — Betteln gehen, betteln gehen! — Und die Mutter, die Mutter! —

„Gertrud, willst du dem Grafen — —“

Dort zuckt die Mutter leise zusammen, — sie kann sich nicht erheben, — ihr Mund ist keines Wortes mächtig. — Schon klirren Sporen im Flur draußen, schon nähern sich kräftige Schritte der Thür.

„Willst du, willst du?“ —

Und Furcht und Zorn bebten in diesen Worten Margentheim's, der bald Gertrud ansah, bald auf die Thür blickte, — es klang, als würde derselbe Mund im nächsten Augenblicke hinzusetzen: Oder ich schlage dich todt. —

„Ja!“ — und es schnürte Gertrud das Herz zusammen.

Aber sie war wenige Wochen später die Gattin Seiner Erlauchtheit des Herrn Oberlieutenant Grafen von Feldersberg, und die fröhliche Lubmilla durfte nun noch mit mehr Recht fragen: „Wer hätte geglaubt, Gertrud, daß du die Braut des Grafen Fritz von Feldersberg würdest?“ —

Fünftes Kapitel.

Ihr hättet ihn rasen sehen sollen, den armen Johannes Sollmans!

Rasen? —

Ja, er raste. —

Er konnte sich ja auch Gertrud's Untreue ganz und gar nicht erklären. Dieses Mädchen mit den engelreinen Zügen und so unschuldig blickenden Augen, deren Bild ihn nun so lange schon selig umschwebt, welcher er hundert- und tausendmal in süßen Stunden seines innersten Herzens Neigung, seine heiße, unergängliche Liebe offenbart, die er noch während der letzten Wochen, während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit in den aus der Ferne gesandten Briefen seiner unverbrüchlichen Treue versichert. —

Welche Bese ich meine? —

Nun, diejenigen, welche er an die Geliebte von Hamburg aus, wo er in den letzten Wochen vorwiegend weilte, adressirte.

Oder glaubt ihr wirklich, der Baumeister Sollmans, dieser

wadere, brave Mann, hätte der Geliebten aus der Ferne nur ein einzig mal, und dann nie wieder, einen Gruß gesandt? —

O, aller drei Tage hatte er der lieben, süßen Worte viel geschrieben, — aber der Herr Banquier Reinhold Margentheim war ein kluger Mann. —

Also jenes Mädchen, das mit der Unschuld in allen Zügen, mit der Ehrlichkeit in jedem Blick der Augen, dieses Mädchen hatte die Treue gebrochen, hatte ihr Herz einem Andern geschenkt. Wie es nur möglich gewesen war? —

Anfangs getraute er sich nicht, der unglückliche Mann, die Geliebte anzulagen: sie war doch ein so engelreines Wesen! — Johannes sann und sann. —

Zawohl! Das harte Wort des Vaters mußte das schwache Mädchen gezwungen haben; denn er war ja der Banquier Reinhold Margentheim, der Geld verlangte, — viel Geld! — Soweit kannte Johannes den Vater Gertrud's schon.

Aber warum leistete sie nicht Widerstand, — warum schrieb sie ihm nicht alles, daß er ihr zu Hilfe herbeieilen konnte? — Warum floh sie nicht fort von dem Hause, da man ihr das Heiligste, was sie besaß, ihre Liebe, aus dem Herzen reißen wollte? — Warum suchte sie nicht bei ihm Zuflucht und Schutz? Warum, wenn alles verloren, warum stürzte sie sich nicht in die Wellen der Spree, so wie er gern mit ihrem Andenken in die tiefsten Fluthen des Meeres getaucht wäre? —

Nein, nein! — Sie hat sich klirren lassen, Glanz und Schimmer haben sie geblendet, der wahnsinnige Taumel ihres Vaters, des Banquiers Reinhold Margentheim, hat sie erfaßt, — die Gräfin Gertrud von Feldersberg! —

So stürmte es in der Seele Johannes'. Er zog nicht ein goldenes Band von Millionen hinter sich her, der schlichte Baumeister; aber Redlichkeit und der Ernst ehrlicher Arbeit waren auf seiner Stirn zu lesen. Was achtet darauf die große Welt? —

Wenn du nur Millionen hast, wenn du prangen und prunken kannst mit Equipagen, Toiletten, Diamanten, — das ist die Hauptsache: das sieht die Welt.

Wie du es erworben, ob es dir vom Schicksal blind zugefallen, ob du es dem Schweiß oder dem Blute der Armen abgegapft: gleichviel! Die Millionen sieht die Welt.

„Und wenn wir lachen, könnt ihr weinen!“ —

„O, ihr Elenden!“ schrie Johannes im wildesten Schmerz auf. „Ihr Elenden!“

Und nun brach jener heiße Zorn bei ihm aus, der dem redlichen Menschen stets das siedende Blut in die Wangen treibt, wenn er sein reines Herz schmählich betrogen, wenn er Wahrheit und Gerechtigkeit mit Füßen getreten sieht.

Seine Eltern leisteten Johannes darin redlichen Beistand. Der alte Sollmans kalte die Fäuste und rief zornig: „O, die Fremdlinge, die Fremdlinge!“ Denn der Schweizer hat stets mehr oder minder das Bewußtsein, daß in seinem Heimathlande allein noch Treue und Redlichkeit zu finden seien, und ein nicht zu besiegendes Mißtrauen läßt ihn den, der nicht zu seinen Landsleuten gehört, stets mit einer gewissen Vorsicht im Auge haben. Nun dachte der alte Sollmans: Sie haben uns täuschen wollen, sie haben ein schändliches Spiel mit uns gespielt.

Die Frau des Hausmeisters aber hörte vollends nicht auf, die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen, und sie predigte den ganzen Tag von der Verderbtheit der Welt.

Der arme Johannes! dachte sie. Wäre er bei uns zuhause geblieben und hätte ein ehrliches Schweizermädli gefreit! — Und dabei wischte sich die gute Frau mit dem Zipfel ihrer Schürze die biden Thränen aus den Augen. —

Während dieser Zeit des größten Grams schloß Johannes noch engere Freundschaft mit einem jungen Manne, den er schon früher kennen gelernt. Dieser junge Mann hieß Sigismund Hagen.

In einer kleinen, unweit Berlin gelegenen Stadt als Sohn einfach bürgerlicher Eltern geboren, weilte er bereits seit dem Beginn seiner Gymnasialstudien in der Residenz und hatte von Jugend auf all' den Glanz und all' das Elend gesehen, die in der „Metropole der Intelligenz“, wie in sämmtlichen großen

Städten, so nahe bei einander wohnen. Nachdem er ein Jahr an einer auswärtigen Universität studirt, kehrte er wieder nach der „neuen Kaiserstadt“ zurück, um daselbst seine philosophischen und philologischen Studien zu beenden. Den letzteren sollte er nach dem Willen seiner Eltern die meiste Zeit widmen, um dann eine Oberlehrerstelle an irgend einer höheren Lehranstalt annehmen zu können.

Aber es gibt Menschen, welche den gewöhnlich betretenen Weg nicht zu wandeln vermögen, zumal ja grade heutzutage kein Mensch mit gesundem Urtheil und mit warmem Gefühl, der den Muth hat, diese auch offen kundzugeben, für eine Staatsstellung brauchbar ist, in einer solchen nicht geduldet wird. Einen Gott gibt

es unter allen Umständen, und wenn du den nicht anbetest, so nützeft du nichts für das „Heil des Vaterlandes“; am allerwenigsten darfst du dann die Jugend erziehen. Die goldene Internationale will Leute, welche ihre goldenen Regeln in allen Punkten zu beobachten wissen. — Sigismund aber legte mehr Werth auf die Freiheit seiner Meinungen, als auf eine behagliche Existenz: er sehnte sich nach einer völlig unabhängigen Stellung, und wenn er sich bei Brot und Wasser ernähren sollte. Nicht vielen Jünglingen der „gebildeten Stände“ glüht in unserer geknechteten Zeit eine gleiche Begeisterung für das Heil der Menschheit im Busen, wie dem Kandidaten Sigismund Hagen. Die meisten von ihnen schwärmen nur noch für Bier und für die



Alexander von Humboldt. (Seite 476.)

Karten, für schöne Mädchen und für — ein leidliches Examen, um dann als behäbige Spießbürger mit der Tabakspfeife in das Philisterium einzugehen. —

Sigismund studirte auf das sorgfältigste das ganze politische und soziale Leben, wie wir es seit dem Kriege von 1870 und 71 in Deutschland sich entfalten sahen. Es drängten sich ihm da vor allem zwei Beobachtungen auf, die jeder andere vernünftige und unparteiische Mensch bei der nöthigen Aufmerksamkeit und bei der erforderlichen Klarheit seines Verstandes hätte ebenso gut machen können, die ein solcher ebenso gut noch machen kann. Er fand, daß die Regierung, von dem Glauben an ihre eigene Unfehlbarkeit berauscht, in den wichtigsten politischen und sozialen Fragen — und die letzteren hängen ja zumeist mit den ersteren zusammen — bei aller scheinbaren Energie sehr inkonsequent handle; ferner nahm er die ungeheure Leichtfertigkeit wahr, mit

welcher man wirtschaftete, und sah mit banger Befürchtung die große Kluft zwischen Arm und Reich immer gähnender werden. Daß unter diesen Umständen keine gefunden gesellschaftlichen Verhältnisse würden eintreten können, war Sigismund nur allzu klar.

Wo sollte er aber den Wächter suchen, der seiner Zeit einen ersten Mahnruf entsendete?

Die Presse sollte dieser Wächter sein — aber du lieber Gott: die Presse! — Sie war und ist ja zum größten Theil so zaghaft, servil und verlogen, daß es eine Schande ist! — Man sang und singt Loblieder auf Kaiser und Reich, erging und ergiebt sich in Schwärmereien über die zunehmende Stärke unseres „tapferen Heeres“, und brachte und bringt (soweit es „och geht“) phrasenreiche Schwindel-Kelkamen von Börsenunternehmungen. Das war und ist so ziemlich der ganze Inhalt der meisten unserer politischen Zeitungen.



Krieger eines aussterbenden Indianerstammes. (Seite 476.)

Niemand wollte die Gewitterschwüle fühlen, die über all' dem rastlosen Drängen und Treiben lag; Niemand wollte die regen-schwangere Wolke erkennen, die dann all' die schimmernden Träume von einer glänzenden Zukunft vernichten sollte. Und erhob sich ja hier und da die Stimme eines mahnenden „Wächters“, so geschah es nur, um den eigenen Schmutz und Koth nicht erkennen zu lassen. —

Das Gewitter brach los, die Wolke entlud sich, und wie die Blitze leuchteten, sah man, mit welcher Erbarmlichkeit, mit welchem Eigennutz die sogenannten Organe der öffentlichen Meinung ihre Pflicht erfüllt, wie ehrlich sie auf ihrem Posten gestanden. Geheuchelt hatten sie und gelogen, vor einem goldenen Kalbe knieend, einem schändlichen Kultus gehulbigt: Sand hatte man dem Volke in die Augen gestreut, — Sand, lauter Sand! —

Mit starker Hand galt es da einzugreifen — kühn und rücksichtslos: das wußte der einundzwanzigjährige Sigismund Hagen gar wohl. Und fand sich sonst kein so muthiger Geist: wohl! Er besaß Kenntnisse und Begeisterung genug, um rücksichtslos das Schwert schwingen zu können, welches jetzt am meisten Dienste zu thun berufen war, und welches besser ist als die schärfste Damascener Klinge: die Feder.

So wurde der Bürgersohn aus der Provinz Schriftsteller.

Aber wußte er denn nicht, daß er auch eines Kampffeldes, daß er der Presse bedurfte, um wirkungsvoll zu kämpfen? Und nun, als ihm das klar wurde? — O, über die deutsche Presse! —

Es klingt herb; aber es ist für Klarsehende, von lauter Phrasen über des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit noch nicht umnebelte Köpfe eine Wahrheit, eine bittere Wahrheit: die große Mehrzahl unserer Blätter, welche sich mit Politil befassen, verdient in den Koth getreten zu werden, denn sie arbeitet nur darauf hin, die öffentliche Meinung zu fälschen und dem Volke seine Ansichten zurechtzuschneiden, ihm den letzten Rest seines gesunden Urtheils zu nehmen. Soll die Presse ihre Mission — und die Presse hat eine solche von unermesslicher Bedeutung! — recht erfüllen, so muß es anders werden, — ganz anders! —

Ja, ganz anders! Das sagte sich Sigismund jeden Morgen, und des Nachts ließ es ihn nicht ruhen. —

An einem der ersten Sonntage des Januar schritten Johannes Sollmans und Sigismund Hagen die „Linden“ entlang, dem Zuge der Equipagen und Spaziergänger folgend, welcher zwischen den hohen Säulen des Brandenburger Thors, dem sogenannten Thiergarten, Berlins größter Promenade, zuströmte. Vor dem Thore angelangt, wo man alsbald das imposante Siegesdenkmal sich erheben und die goldglänzende Viktoria von rechts herüberschimmern sieht, gingen die beiden nicht auf die „ruhmlindende“ Säule zu. Denn es berührte sie mehr als unangenehm, zu sehen, wie man im Zeitalter der „Civilisation“ sich nicht schämte, mörderische Kampfszenen durch Künstlerhand verherrlichen zu lassen. Sie lenkten ihre Schritte vielmehr nach links, um an den Bäumen hin nach Charlottenburg zu gelangen.

Equipage fuhr an Equipage, Militär und Civil stolzirten in Grandezza einher, aber daneben schlichen auch magere, abgekehrte Gestalten in dürftiger und zerlumpter Kleidung, schleppten sich elende Krüppel und Gebrechliche an ihren Krücken, und an diesem oder jenem Baume hatten Invaliden den unvermeidlichen Feiertasten aufgestellt.

„Siehst du,“ sagte angefichts dieses Treibens Sigismund zu dem in scheinbarer Gleichgiltigkeit dahinschreitenden Freunde, „siehst du, dort fahren stolz die Millionäre, — hier schleichen still die Bettler: sind nicht beide Menschen?“

Johannes nickte nur stumm mit dem Haupte.

„Jene wohnen in glänzenden Palästen, figeln mit allen Kostbarkeiten ihren Saunen, sie können hundertundachtzig Mark für ein einziges Opernhausbillet bezahlen und verschwelgen und verprassen Tausende in einer Nacht, — diese wohnen in erbärmlichen, gesundheitschädlichen Kellern und haben oft kaum soviel, um ihren Leib in Fegen zu hüllen und mit den Ihren ein mühsames Dasein zu fristen: sind nicht beide Menschen?“ redete Sigismund weiter.

„Ja!“ entgegnete jetzt Johannes heftig, mit schneidender Stimme, so daß Sigismund ihn erinnern mußte, an welchem Orte sie weilten. „Ja! und jene pressen ihren Reichtum aus dem Schweiß der Armen; nicht selten leben sie vom Schwinbel, und man zahlt ihnen Hunderttausende nur dafür, daß sie zu diesem oder jenem Zwecke ihren Namen leihen, der schlichte Arbeiter aber soll mit den mühsam erworbenen wenigen Thalern Weib und Kind und sich selbst ernähren und versorgen. Ja, Freund, du hast Recht! Man braucht noch nicht einmal Sozialdemokrat zu sein, um empört ausrufen zu müssen: Sind das menschenwürdige Zustände? Ist das Gerechtigkeit? — Ist das unsere Civilisation? — Nur ein ehrliches Herz gehört dazu, um über solch schreiendes Unrecht zornig zu entflammen, — weiter nichts; aber leider gibt es heute so wenig ehrliche Herzen.“

„Leider, leider!“ wiederholte Sigismund mit einem Seufzer, und schweigend setzten die Freunde den Weg fort.

Da sauste eben die Equipage des Kaisers vorbei, nur mit zwei Pferden bespannt, und der Kaiser war vollauf beschäftigt, um die Begrüßungen der sich ehrfurchtsvoll beiseite stellenden Spaziergänger durch militärische Honneurs zu erwidern.

„Und sieh!“ fuhr Johannes plötzlich auf, als ob er das Gespräch still bei sich selber fortgesetzt hätte. „Ob dieser Mann, der, von Allen geehrt und lorbeergetrönt, vorüberfährt, wohl den armen Invaliden bemerkt, der sich hier, ganz ohne Beine, mühsam auf der Erde schleppt?“ —

„Ob er ihn bemerkt? Ei, freilich. — Und wer sorgt denn dafür, daß der Krüppel vom dankbaren Vaterland sein Gnadengeld empfängt?“ —

Diese Worte hatte Sigismund in bitterstem Hohne gesprochen. Als aber der Kaiser dem Gesichtskreis der beiden entschwunden war, und sie jenen Unglücklichen sich wieder ein Stück weiter fortschleppen sahen, zuckte er zusammen, klammerte sich krampfhaft an den Arm des Freundes und seufzte tief auf: „O, wie elend, o, wie elend ist die Welt!“

Johannes blickte den Freund halb fragend an: „Wie elend? Wie meinst du das?“ — Und dann warf er stolz das Haupt in den Nacken: „Seht uns Schweizer an! — Wie lange haben wir keine Kriege geführt, — wie lange haben wir uns nicht zu Krüppeln schießen und schlagen lassen?“ —

Und wie er so emporblickte, — wer war denn das schöne Mädchen dort, dessen schmiegsamer Leib in die dunkelrothen Polster jener prächtigen Equipage hingegossen? — Die das holde Köpchen wie süß träumend zurückgelehnt? — Wem gehörte denn der reich besternte Waffenrock, der an ihrer Seite glänzte? — Wer war dieser Mann mit den scharf ausgeprägten Zügen, mit den matten Augen, die aber zuweilen auslodernten, — ja, die eben jetzt so zärtlich und feurig blickten? —

Die Equipage war ganz nahe gekommen: — Gott! — Ja, sie war's, — Gertrud! Denn vor vierzehn Tagen hatte ja Seine Erlaucht Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg die einzige Tochter des Banquiers Reinhold Margenheim zum Altare geführt. — Wie wahnsinnig riß jetzt Johannes den Freund mit sich fort. — Sie hatte gelächelt, sie hatte sich so sanft an seine Schulter geschmiegt, — an die Schulter des Grafen, und ihr Mund schien ohne Aufhören zärtliche, süße Worte zu flüstern. Und wie ihre blauen Augen so traut zu ihm emporblickten, und wie reich sie geschmückt war, wach' ein feiner, duftiger Schleier leise im Winde flatterte!

Das alles wirbelte Johannes durch's Hirn; er hatte mit seiner erhitzten Phantasie gesehen, was nicht Wirklichkeit war; denn die Equipage rollte schnell vorüber. Er rannte, als ob Feuer unter seinen Füßen brenne; er taumelte, und der Freund hatte Mühe, ihn aufrecht zu erhalten. „Sie ist schuldig, sie ist schuldig!“ preßte er zwischen seinen zuckenden Lippen hervor.

Jetzt hatten sie die Wohnung des Baumeisters erreicht, — jetzt ging es die Stufen hinan, — im Zimmer schwankte und wogte alles durcheinander, — er stürzte auf ihn hin, er schien über ihn hinwegzusliegen, der Tisch, an dem der Unglückliche niedergesunken war. „Sie ist schuldig, sie ist schuldig! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Volkslied.

Von Hugo Sturm.

„Wer hat das Lied gesungen, wer hat das Lied erbacht?“

Altes Lied.

Es ist eine frische, freie Sprache, die uns aus den alten Volksliedern entgegentritt, eine Sprache, die uns anheimelt und unser Herz erwärmt. Leider findet man es jetzt in seiner Ursprünglichkeit immer weniger, ja es scheint, als ob es gar durch die Gassenhauer und Zotenlieder, an denen unsere Zeit so reich ist, ganz verdrängt werden sollte. So unlieb dies dem Literaturfreunde ist, so schmerzlich muß es aber auch das Herz jedes Andern bewegen, denn mit dem Volksliede verbannen wir aus unserm Kreise einen nicht gering zu veranschlagenden Hebel zum frischen, fröhlichen und auch sittlichen Leben. Aus den sogenannten gebildeten Kreisen ist es schon verstoßen. Wem würde es da einfallen, ein simples Volkslied anzustimmen? Da wird viel „geschillert“ und „gegöthet“, aber die Quelle, aus der diese Großmeister der Literatur geschöpft und auf die sie hingewiesen, bleibt unbeachtet. Und doch haben wir in diesen Liedern einen Schatz, auf den wir stolz sein können, der da, je länger und genauer wir ihn betrachten, immer in neuen und schönen Farben uns erscheint. Versuchen wir es nur einmal, uns dem Volksliede zu nähern, wir werden uns sicherlich nicht von ihm abgestoßen, sondern nur hingezogen fühlen.

Die ersten Anfänge desselben reichen bis in die älteste Zeit der deutschen Geschichte zurück. Die alten Heldenlieder, die von den Gestalten des Nibelungenliedes singen, welche die Helden jener Tage preisen und verherrlichen, erben sich im Volke fort. Sie wurden bei den Festen von Groß und Klein gesungen und drangen so von Mund zu Mund. Zur Zeit Karls des Großen waren sie noch im Volke lebendig, und es ist höchst zu bedauern, daß die Sammlung, die dieser veranstalten ließ, uns verloren gegangen ist. Da wurde das Christenthum von Irland her auch in die deutschen Gauen getragen. Die alten heidnischen Kriegs- gesänge waren aber den kirchlichen Behörden ein Dorn im Auge und sie wußten es dahin zu bringen, daß auf einem Landtage das Singen dieser Lieder verboten und den Nonnen das fernere Abschreiben von Liebesliedern untersagt wurde. So erstarb das Volkslied immer mehr und mehr und an seine Stelle trat zunächst die geistliche Poesie, der sich später die höfische Dichtung anreihete. Nur wenige der Minnesänger verstanden es, zu dem Volksliede herabzusteigen; die es aber versuchten, gehören unstreitig zu den gefeiertsten Männern jener Tage. Ihre Produkte drangen in's Volk und wurden überall gesungen. Mit dem 14. Jahrhundert kam die Poesie der Bornehmen mehr und mehr in Verfall. Im Volke dagegen regte sich ein neues, frisches Leben und Empfinden. Anschließend an die vorhandenen Minnelieder entquoll aus dem Volke heraus ein Lieberstrom, der sich, weil er Empfindungen, die im ganzen Volke lebten, zum Ausdruck brachte, auch dem ganzen Volke mittheilte. Schlicht und einfach, aber bilderreich und bezeichnend sind diese Lieder. Niemand heuchelt edlere Gefühle, als er wirklich hat. Deshalb klingt wohl hin und wieder eins etwas rau und wild, aber keins ist ohne Kraft, ohne Empfindung. Sie reden meist von Liebe und Liebeslust, vom Wandern, Scheiden und Meiden, von Treue und Untreue.

In den Liebesliedern sehen wir das kräftigste, blühendste Lebensalter auftreten. Fröhlich und frisch ist der Bursch, der es singt, denn wer ein junges sauberes Dirndl liebt, muß lustig sein, „Junst kint a drum“, sagt eins jener Lieder selbst. Viele enthalten etwas Geheimnisvolles, indem manche immer wiederkehrende Wörter Nebengedanken erwecken sollen. Meist dient die ganz abgeriffene Hindeutung auf die bekanntesten Naturereignisse diesem Zwecke, wodurch der Reiz des Volksliedes nicht wenig erhöht wird. Die Sterne, die Blumen, Regen und Schnee werden so in's Volkslied verwoben. Die Nachtigal drückt unter allen Vögeln allein nur reine und unverfälschte Liebessehnsucht aus, während bei Liebesleid nicht selten des Kukuks gedacht wird. Die Lilie

ist das Bild der Unschuld, und so lästern das Volkslied auch manchmal blüht, stellt es doch Unschuld und Keinheit sehr hoch.

Doch auch von Wanderlust, von Scheiden und Meiden singt das Volkslied. Es kann kaum, wie Bilmar sagt, etwas Ergreifenderes geben als diese einfachen Gruß- und Abschiedslieder mit ihrer innigen Melodie: Insbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen in's fremde Land hinein; oder: Warum bist du denn so traurig? Bin ich aller Freuden voll? Meinst ich sollte dich vergessen? Du gefällst mir gar zu wohl — Laub und Gras das mag verwelken, aber treue Liebe nicht: kommst mir zwar aus meinen Augen, aber aus dem Herzen nicht; oder: So viel Stern am Himmel stehen, an dem blauen güldnen Zelt etc., und so viele andere, von denen oft ein einziges ganze Bände künstlicher Poesie voll erlogener und nachgeahmter Empfindungen aufwiegt. Scheiden von Liebe thut weh, Meiden ohne Scheiden noch mehr und der Tod am meisten. Der treue Knabe eilt zum Tode seines Mädchens herbei, sucht ihn durch Beihlagen abzuwenden und ruft:

„Ach nein, ach nein, Herzliebste mein,
Die Lieb und Treu muß länger sein.“

Untreue gegen den Buhlen wird als die größte Schmach angesehen, während der treuen Liebe Lohn nicht ausbleibt. Auch viele Weinlieder stammen aus dem Volke, die wir mit zu den besten, wenn auch urwüchsigen Gaben der Poesie zu zählen haben. Wer kennt nicht das Trinklied:

„Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller;
Er hat ein hölzins Röcklein an
Und heißet Muskateller.“

Auch der verschiedenen Stände gedenkt das Volkslied. Namentlich sind es Ritter und Reiter, Jäger und Hirten, denen es sich zuwendet. Von dem eigentlichen (erotischen) Volksliede, auch wohl Spinnstubenlied genannt, ist der historische Volksgesang verschieden und zu unterscheiden. Er steht in Bezug auf poetischen Gehalt dem ersteren weit nach. Schildert dieses Gefühle, so bezieht sich das historische Volkslied auf geschichtliche Vorgänge und Zustände, mit denen es unlöslich zusammenhängt. Wie ein Stück der Geschichte entsteht es von selbst im Lauf der Begebenheiten und ist ein Spiegel des lebendigen Treibens jener Zeiten. Namentlich reich an solchen Produkten ist das 15. und 16. Jahrhundert. Doch auch in neuerer und neuester Zeit sind einige recht nette historische Volkslieder entstanden und mit Liebe gesungen worden. Einen recht werthvollen Beitrag dazu hat uns Uhse durch Veröffentlichung des „Liedes der deutschen Kriegsgefangenen auf der Insel Oléron“ geliefert. Aus der mitgetheilten Entstehungsgeschichte dieses wirklich beachtenswerthen Gesanges, wonach jede Strophe einen andern, ja einzelne sogar mehrere Verfasser haben, erhalten wir einen überraschenden Einblick in die Weise der Entstehung des Volksliedes überhaupt.

Auch die Melodie steht mit dem Text im innigsten Zusammenhange. Wie das Lied einfach und voll Kraft ist, so offenbart sich auch in der Melodie eine Schlichtheit und Innigkeit, die unwillkürlich das Herz bewegt. Schon von Natur ist sie zur Zweistimmigkeit geeignet, gleichsam als sollte dadurch angedeutet werden, daß nicht ein einzelner, sondern Alle an dem Vortrage theilnehmen sollen. So ist das Volkslied vor allen andern geeignet, Gesellschaftslied zu werden, Geselligkeit und Gemein Sinn zu pflegen und zu hegen. Je mehr wir uns dem Volksliede nähern und aus seinem reichen Vorne schöpfen, um so mehr kommt das Seume'sche Wort wieder zu seinem Recht:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder;
Böse Menschen haben keine Lieder.“

Ein Proletarierkind.

(Schluß.)

Denk's Nerven sollten an diesem Tage nicht sobald zur Ruhe kommen. Er hatte Marko verlassen und war in Eder's Wohnung geeilt in der Hoffnung, daselbst Marien bereits vorzufinden. Sie war noch nicht hingekommen. Der Alte benahm sich ihm gegenüber ängstlich und mißtrauisch, der „gute Freund“ hatte ihm bange gemacht. Denk wußte jedoch alle Besorgnisse zu zerstreuen. Er händigte ihm dreißig Gulden ein, mit dem Bedeuten, nach vierzehn Tagen ihm abermals so viel zu bringen, nur solle er mit Marien recht gut und freundlich sein, und sich nicht unterstehen, sie wieder zu Malern und Bildhauern zu schicken.

Der Alte, der mit gierigen Händen nach dem Gelde gegriffen, versprach natürlich alles, es fiel ihm nicht ein, nach den Gründen, die zu dieser Großmuth veranlassen konnten, zu fragen, noch nach der Art des Interesses, das dieser junge Mann für Marien in so leidenschaftlicher Weise offenbarte. Denk sah daraus, daß Marie bei ihrem Vater in sehr schlechten Händen war. Das Elend hatte diese schwache, egoistische Seele vollständig demoralisirt. Denk wartete eine Stunde, dann, nicht im Stande, seine Ungebuld und seine Unruhe länger zu bemeistern, rannte er wieder zu Marko.

Es war bereits dunkel geworden, der Maler war nicht mehr in seinem Atelier, aber der Diener versicherte ihm, daß das Mädchen nicht wieder zurückgekommen sei.

Was blieb da übrig, als abermals zum Vater zurückzukehren, vielleicht war sie indes nach Hause gekommen. Sie war es nicht. Denk überlam ein entsetzliches Angstgefühl. Was war mit ihr geschehen? Sie wußte den Vater hilflos und verlassen, sie wußte, daß er ihrer bedürfe, warum zögerte sie noch immer, warum blieb sie draußen in der kalten stürmischen Winternacht? Fest war sein Vorsatz, nicht eher von dannen zu gehen, bis Marie wiedergekommen, und sollte er bis morgen früh warten.

„Und wenn sie gar nicht mehr kommt? Wenn dieses gequälte, verlassene, bis auf's äußerste gebrachte Mädchen in der Verzweiflung ihrem Leben freiwillig ein Ende machte? Wie viele, die Eringeres erduldet, hat der Efel über die Zämmerlichkeit ihres Daseins in den Tod getrieben!“

Er nahm sein Taschentuch, um sich damit die schweißperlende Stirn abzuwischen. Seine Einbildungskraft gefiel sich in den düstersten Bildern, die nur die Angst, die Besorgniß um ein anderes theures Wesen hervorzurufen vermag. Die Zeit verging, der Alte verlangte nach Licht und Wärme, Denk zündete ihm die Lampe an, heizte den kleinen Ofen, der zugleich als Herd diente, brachte ihm frisches Wasser und richtete ihm selbst das kargliche Mahl zu, das der Alte einzunehmen wünschte. Als dieser seine Bedürfnisse befriedigt hatte, schien es, als ob auch er so etwas wie Angst über das lange Ausbleiben Mariens empfindete. Er schimpfte wenigstens weiblich auf sie los, und als er dieses nervenstillende Mittel erschöpft hatte, hat er Denk, er möge ihm sein Gebetbuch reichen.

„Die Marie gibt alle Bücher in die Truhe,“ sagte er, „machen Sie sie nur auf, Sie werden es schon finden.“

Denk suchte und fand; er reichte das Gebetbuch dem Alten, aber er hatte auch die Bücher entbedt, die er selbst einmal der Marie gegeben.

„Erlauben Sie, daß ich mir auch etwas zum Lesen herausnehme?“ fragte er den alten Eder. „Es wird mir das Warten verkürzen.“

„Freilich, die Marie hat zwei Bücher, in denen sie immer liest, es ist lauter unverständliches Zeug darin, ich hab's der Marie wie oft gesagt, sie soll sich nicht damit den Kopf zerbrechen, aber die, die, wenn man der etwas verbietet, dann thut sie's erst recht.“

„Sie hat oft darin gelesen?“

„Ost? Ich sage Ihnen, alle Abend, und wenn sie einmal bis Zwölf gearbeitet hat, hat sie das Büchel dennoch in die Hand nehmen müssen. Diese verdammte Leserei, was die mich

schon Petroleum gekostet hat, was die mir schon Galle gemacht hat!“

Denk nahm beide Bücher und, der Indiskrete, auch noch eine Art Mappe, aus zwei alten Pappdeckeln verfertigt und sorgsam mit Bändern zugebunden. Er setzte sich damit an den Tisch. Er fand die Bücher abgegriffen, sie mußte in der That viel und oft darin gelesen haben. Seine Aufmerksamkeit wandte sich bald der Mappe zu. Er ahnte, daß er darin Aufschluß über Mariens Fühlen und Denken finden werde, und öffnete sie rasch. Es waren schüchterne Schreibversuche, eine mühsame, ängstliche Schrift, Niez übte sich im Schreiben. Er wendete die Blätter um, ohne sie zu entziffern. Da, auf dem einen stand oben auf in viel deutlicherer Schrift, so daß er es, ohne zu wollen, herunterlas: „Mein Geliebter!“ In Denk's Gemüth schoß es wie ein Freudenstrahl. „Sie schrieb es an mich,“ sagte er leise. Er schob die Mappe von sich; es schien ihm wie ein Frevel, dies Allerheiligste dieser Mädchenseele zu enthüllen, das Herzensgeheimniß zu entdecken, das sie so sorglich gehütet. „Aber — aber,“ und er schlug sich, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, vor die Stirne, „bist du es, weißt du das so sicher, an den sie schreibt?“ Bisher war ihm kein Zweifel aufgestiegen; er hatte das Andenken an die Niez so treu in seinem Herzen bewahrt, er hatte nie anders gedacht, als es müsse bei ihr ebenso gewesen sein; jetzt kam's ihm in den Sinn, wie denn, wenn es anders wäre? Ihm hatte sie nie geschrieben, und wenn sie es hätte thun wollen, so hätte die Aufschrift anders gelautet. Er war nicht ihr Geliebter, es mußte also ein Anderer damit gemeint sein. Die glühendste, rasendste Eifersucht bemächtigte sich seiner. Er glaubte an ihre Tugend, an ihre Keinheit, alles was er bisher erfahren, sprach dafür, aber konnte sie nicht lieben und wieder geliebt werden? konnte ihre Neigung nicht eine erlaubte sein?

Er stampfte mit dem Fuße; der Alte, der eingeschlafen war, rührte sich ein wenig. Denk sprang auf und begann, mit seinen neuen Qualen beschäftigt, im Zimmer auf und ab zu gehen. Nach einer Weile näherte er sich wieder dem Tische. „Ich muß alles wissen, es wäre thöricht, jetzt den Delikatzen zu spielen.“ Er riß die Mappe an sich, er nahm das verhängnißvolle Blatt in die Hand und las wieder:

„Mein Geliebter!“ Er machte abermals eine Pause, das Herz zog sich ihm krampfhaft zusammen, dann las er weiter:

„Du wirst es nie erfahren, daß ich Dich so nenne, gleichviel, es ist meine einzige Freude. Wenn ich ganz verlassen bin, Dein Bild verläßt mich nicht, ich sehe es vor mir, so schön! Die Augen so gut, so süß! Ich fühle Deinen Blick, und ich sage leise, ach, so leise, Niemand hört es: mein Geliebter! Ist das eine Sünde? Nein, gewiß nicht, ich habe ja alles Hoffen aufgegeben; lange konnte ich es nicht, ich war so glücklich dabei. Ich dachte immer, Du würdest einmal wiederkommen, aber wer weiß, ob das gut wäre; ich meine, ich müßte dann gleich sterben vor Freude. Das wäre ein schöner Tod! Nein, wenn Du kommst, Franz, dann möchte ich leben. Du kommst aber nicht, Du bist und bleibst in England. Gute Nacht, Dir! Schlaf süß — mein Geliebter!“ —

Franz Denk drückte das Papier an seine Lippen, er hielt es lange so. Thränen fielen darauf. Zorn, Unwillen, Mitleid, Angst, Besorgniß, eine ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen und Leidenschaften hatte er wie ein Mann getragen, das Gefühl, daß er geliebt sei, heilig und wahr von dem Wesen, das ihm das lieblichste auf der Welt schien, dies Gefühl unendlichen Glückes machte ihn reich wie ein Kind. — In dem Momente schlug die alte Schwarzwälder-Uhr die neunte Stunde.

Denk erwachte wie aus einem Traume, die beängstigende Wirklichkeit trat in ihre Rechte. Er schob die Papiere in die Mappe.

„Es muß ihr etwas zugestoßen sein,“ sagte er, „oder — es spielen sich entsetzliche Tragödien ab in dieser Welt! Ich werde die Anzeige bei der Polizei machen, wir müssen sie finden.“

Er war im Begriffe, seinen Hut zu nehmen.

Da, — das waren leichte, hastige Schritte, die den Korridor entlang liefen; sie näherten sich der Thür. Denn stand das Herz einen Augenblick völlig stille, dann stürzte er der Thür zu.

Sie öffnete sich, auf der Schwelle erschien ein großes, schönes Mädchen, erhielt vom raschen Lauf, ein Lächeln der Freude auf dem jugendlichen Antlitze.

„Miez, meine Miez!“ Seine Stimme war ein Jubeln.

„Dank!“ schrie sie auf. „Franz! mein . . .“ Sie konnte nicht weiter, er hatte sie in seine Arme genommen, er zog sie an sein Herz.

Außer einigen Worten der Aufklärung für den erwachten und neugierig gewordenen Vater ward die folgende Viertelstunde wenig gesprochen. Wozu? Sie sahen sich an, lasen die süßesten Herzensgeständnisse aus den Augen, küßten sie von den Lippen. Und als er die Miez, die er viel zu schön fand, fest und fester an sich drückte und sie fragte, ob sie seine liebe Frau werden wolle, da lachte und weinte sie, aber reden konnte sie nicht. Endlich kam doch wieder Fassung und Besinnung in das von einem wahren Taumel erfasste Paar. Nun sollte Miez erzählen, sie hatte so Vieles aufzuklären. Denn wollte wissen, wo sie so lange geblieben, was ihr zugestoßen.

„Nur Gutes,“ sagte sie. „Vater,“ wandte sie sich an diesen, „du sollst nun herrlich und in Freuden leben.“ Ein schelmisch-stolzes Lächeln zeigte sich auf ihrem glücklichen Gesichte. „Franz, du ahnst ja gar nicht, was ich dir mitbringe; ich bin nicht mehr hülf- und mittellos, du kriegst eine kleine, geschickte Frau, die viel, viel Geld verdienen wird. Da, ich habe gleich eins mitgebracht.“ Sie warf fünf Zehnfrancstücke auf den Tisch, die der Alte gierig zusammenfaßte.

Denn war tief erschrocken, aber er blickte in die klaren Augen seiner Miez und fand sich wieder beruhigt.

„Sag, erzähl' nur,“ bat er flehend; „ich weiß nicht, was ich denken soll, du glaubst nicht, wie mich das martert. Warum warst du bei Marco aus dem Fenster gesprungen?“

Marie verhüllte mit beiden Händen ihr Gesicht, seine glühende Röthe ward selbst am Halse sichtbar.

„Ich hatte deine Stimme erkannt.“

„Und?“

„Ich wollte eher sterben, als mich dort finden lassen.“

„Du entflohest?“

„Ich raunte fort, ich fühlte mich sehr elend, ich kam an den Fluß, ich dachte einen Augenblick daran, Frieden und Vergessen da unten zu suchen, aber der Vater! — ich durfte ihn nicht verlassen. Wenn ich aber so nach Hause kam, abermals ohne Hoffnung auf Verdienst, was wird er sagen, was wird er thun? Ich fürchtete mich davor. Da fiel mir sein ehemaliger Chef, Herr Menzel ein, ich sollte ja längst zu ihm — betteln gehen, ich wollte es nicht; heute fand ich den Muth dazu, es war doch keine solche Schande als —.“ Sie verhüllte abermals mit ihren kleinen Händchen ihr erregtes Antlitze.

Denn nahm sie an seine Brust, er streichelte ihr liebevoll das dunkle Haar. „Weiter,“ bat er, „weiter!“

„Er war nicht zu Hause,“ fuhr sie fort, „ich mußte lange, lange warten, endlich kam er, ich ward vorgelassen. Ich erzählte ihm, wie schlecht es uns ging, ich bat ihn, dich, Vater, zu unterstützen; er zuckte die Achseln. ‚Was kann ich da thun? Sie müssen Ihren Vater in ein Spital schicken,‘ sagte er, und selbst einen Dienst suchen.“

„Ich will in kein Spital!“ schrie jetzt der alte Eder aufgebracht dazwischen. „So lange du dich rühren kannst, Mädel, nicht, das hättest du ihm sagen können.“

„Ich habe es ihm gesagt,“ erwiderte Miez. „Darauf zuckte er wieder mit den Achseln und meinte, es sei ein beklagenswerthes Vorurtheil, das die Armen so häufig diese Wohlthat von sich weisen läßt. Dann gab er mir fünf Gulden, bedauerte, daß er nicht mehr thun könne, und ging der Thür zu; ich ihm nach. Herr, sagte ich, behalten Sie Ihr Geld, aber geben Sie mir Arbeit. ‚Was können Sie denn?‘ Ich kann modelliren. Er lachte laut auf. ‚Ach, warum nicht gar, wo haben Sie es denn

gelernt? Doch nicht bei Ihrem Papa?‘ Ich habe es von mir selbst gelernt. Er lachte noch lauter. ‚Sind diese Mädchen naiv! Meine Gute, ich kenne zwar Ihre Leistungen nicht, aber ich beschäufte nur Künstler in meinem Atelier, Adieu!‘ Er zog die Thür hinter sich zu; ich blieb allein in dem großen Saale. — Ich war sehr beschämt, gesenkten Blickes schritt ich dem Ausgange zu und stieß dabei an ein kleines Tischchen an; ich blickte auf. Was sah ich? Auf diesem Tischchen stand, in weißen, schönen Gyps gegossen, meine letzte Arbeit, die ich dem Stegmaier gebracht hatte, weißt du, Vater, die zwei Marktweiber, die, bei ihrem Stand in Streit gerathen, mit den Fäusten auf einander loszuschlagen. Ich mußte lachen, wie ich sie ansah, grade wie ich es bei der Arbeit gethan. Sie sahen so natürlich aus, die zankten und schrien wirklich auf einander los.

„Ich nahm sie in die Hand; in dem Gyps sah die Arbeit so klar, so rein, so hübsch aus, ich freute mich darüber. Ich wollte sie wieder hinstellen und meiner Wege gehen, da fiel mir ein: Herr Menzel sagt, er kenne meine Arbeiten nicht, und doch hat er sie in seinem Zimmer stehen; er lacht mich aus, daß ich modellire, und doch gießt er meine Modelle in Gyps!“

„Ich nahm die Figurchen und, ich weiß selbst nicht, wo ich plötzlich den Muth hernahm, ich öffnete die Thür, durch welche er gegangen war, und lief durch ein durch ein dunkles Zimmer in ein zweites, aus dem mir Lichter und Stimmen entgegen drangen. Herr Menzel saß an einem großen Tisch, Damen und Herren um ihn her. Ein lautes ‚Oh!‘ empfing mich. Ich ließ mich nicht einschüchtern; es war eine unüberwindliche Courage über mich gekommen.

„Herr Menzel, sagte ich fast athemlos, ich fand in Ihrem Zimmer diese Figur, ich bitte, sagen Sie mir aufrichtig, wer hat Ihnen das Modell dazu geliefert?“

„Sie sind zubringlich, mein Kind,“ sagte Herr Menzel, indem er aufstand. „Da haben Sie noch fünf Gulden, aber jetzt gehen Sie!“

„Ich brauche Ihr Geld nicht, rief ich, indem ich es wieder zurück auf den Tisch warf; ich will wissen, woher Sie das Modell haben!“

„Nun begann es um mich herum zu murmeln und zu zischeln und zu lachen. ‚Sie ist hübsch, sie ist allerliebste!‘ sagten einige Herren, die mir zunächst standen. ‚Fürchtbar led und unverschämt!‘ hörte ich's von einigen Damen herüber.

„Der Herr des Hauses sagte mich beim Arm: ‚Sie gehören nicht hierher, entfernen Sie sich, mein Kind!‘

„Woher haben Sie das Modell? Ich muß es wissen.“

„Ihre Frage ist eine Annahmung, ich werde sie nicht beantworten. Gehen Sie!“

„Gut, ich werde gehen! rief ich und, ich glaube, ich stampfte vor mit dem Fuße. Aber die Figuren nehme ich mit mir, sie sind mein Eigenthum.“

„Das ist eine neue Frechheit!“

„Es ist keine Frechheit, es ist mein gutes Recht, das Modell ist von mir, ich habe es komponirt, ich habe es verfertigt; ich brachte es, wie alle die übrigen, Herrn Stegmaier. Für die anderen bekam ich per Stück fünf Gulden, dieses hat er mir nicht bezahlt, es gehört mir!“

„Ich wollte fort. Man hielt mich zurück, man fragte und umdrängte mich; mir verging Hören und Sehen.“

„Herr Menzel zog mich endlich auf einen Sessel. ‚Ich kann es nicht glauben, sagen Sie die Wahrheit, wie viel Modelle brachten Sie Herrn Stegmaier?‘

„Ich nannte die Zahl und die Gegenstände.“

„Merkwürdig, die Modelle zeigten in Komposition und Ausführung von so großem Talent, daß ich daraufhin Herrn Stegmaier, der sie als seine Schöpfungen ausgab, nach Rom zu seiner Ausbildung schickte, und zwar auf meine Kosten.“

„Dieses arme Mädchen sollte ein solches Talent sein? — Dann wäre sie das Opfer eines Betruges! — Nicht möglich — nicht denkbar!‘ so scholl es von allen Seiten.“

„Das sage ich auch,“ erwiderte Herr Menzel, „es wäre zu außerordentlich; aber wir werden uns gleich selbst überzeugen

können. Thomas, bringen Sie Thon herauf. Hier, vor unseren Augen werden Sie zeigen, mein Kind, ob Sie im Stande sind, ein Figürchen zu modelliren, das diesem an Naturwahrheit ähnlich ist. — Ich bin wirklich neugierig,“ setzte er, sich die Hände reibend, hinzu.

„Wir auch, wir auch! Das wird sehr interessant!“ riefen Alle.

„Ich glühte vor Verlangen, meine Kunst zu zeigen; nie in meinem Leben hatte ich mich so zuversichtlich gefühlt. Der Thon ward gebracht, und ich begann sogleich. Rund um mich herum bligten neugierige Augen; ich ließ mich nicht irre machen, und in einer halben Stunde hatte ich den Herrn von Menzel selbst, wie er behaglich lächelnd vor mir stand, auf mein Brettchen hingestellt. —

„Ach, ihr könnt euch gar nicht denken, wie das alles erstaunt war, wie diese Leute, die mich vorher so unerschämte fanden, nun mich priesen und lobten, wie sie alle der jungen Künstlerin — ja, sie nannten mich so — die Hand drücken wollten.

„Es war mir bald zu viel. Herr Menzel mochte es bemerken; er nahm mich bei der Hand: ‚Ich bitte, mein Fräulein, auf ein Wort,‘ sagte er und führte mich in das anstoßende Zimmer.

„Er nahm dort aus einem Kästchen diese Goldstücke und übergab sie mir. ‚Ich hoffe, Sie überlassen mir für diesen Preis die Gruppe, die Sie vorhin so energisch als Ihr Eigenthum reklamirten, und was Sie künftig in diesem Genre arbeiten, das

bringen Sie mir, ich bitte darum, mein Fräulein, ich werde es gut bezahlen.‘ Er sprach darauf noch mehreres Andere; sehr freundlich, sehr gut sprach er mit mir, und wollte mich dann wieder in das Zimmer zurückführen.

„Ich dankte ihm, mich drängte es nach Hause, ich lief hierher, so schnell ich konnte; ich wollte dem Vater mein großes Glück erzählen, ich wußte nicht, daß ein viel größeres mich hier erwartete.“

Sie schlang ihre Arme um den Hals des jungen Mannes, der sie mit dem leidenschaftlichsten Entzücken an sich presste. Nun konnte sie nichts mehr trennen, sie war sein.

„Du wirst eine große Künstlerin werden,“ sagte Dent nach einer Weile, sein Mädchen mit einem stolzen Lächeln betrachtend. „Ich werde alles thun, um dir noch die gehörige Ausbildung zu verschaffen; vielleicht schicke ich dich sogar in die Schule.“

„Wenn du dich nicht schämst, ein Schulmädchen zur Frau zu haben, meinethwegen,“ lachte Mietz. „Herr Menzel hat auch gesagt, ich soll in die Schule, aber nach einem Jahre soll ich nach Rom gehen.“

„Wer weiß, was geschieht,“ meinte Dent, ebenfalls lachend. Der Vater war, nachdem er das Geld in ein Beutelschen gethan und es unter sein Kopfpolster gesteckt, wieder eingeschlafen.

Draußen stürmte und schneite es.

Die Beiden merkten es nicht, in ihrem Herzen war's Frühling geworden. —

Plandereien über das deutsche Theater und was dahin gehört.

III.*)

Wilhelm fuhr bei unsrer nächsten Zusammenkunft in seiner Philippika also fort:

„Das Jahr 1871! Wie jubeln die guten Philister, wenn sie an dieses Jahr des Heils zurückdenken, den Beginn der unsterblichen Aera des neuen deutschen Reichs der Bajonette und der Freiheit, der faulen Aktien und patriotischen Begeisterung für deutsche Wissenschaft, deutsche Prügeln und deutsche Kunst. Ja, man kann wiederum sehen, daß die Deutschen ein Volk von Idealisten sind, die sich lieber für dasjenige, was nicht da ist oder karrikiert umherläuft, begeistern, als für etwas wirklich Bestehendes. Abergläubische glauben an Gespenster, aber niemals an einen Gott, den großen allmächtigen Gott, vor dessen Sonnenschein alle Dunkelmänner verschwinden müssen, und in der wahren ewigen Kunst redet ein Gott, der keine Bajonette nöthig hat, um sich auf die Beine zu helfen, und ich wette, es ist ihm sogar ganz gleichgiltig, ob unser gutes Vaterland ein einiges großes polizeilich kontrollirtes Militärreich ist oder eine Kollektion zerrissener kleiner Tyrannenländerchen. Aber das wollen die gelehrten Herrn Politiker, besonders die in Berlin — der kleine sächsische Junker Treitschke, welcher so große Worte in den Mund nimmt, an der Spitze — nicht mehr haben. Sie behaupten, die Politik des Herrn Bismarck sei die beste Amme der Deutschen und eine äußerst gesunde derbbrüstige Amme, die man direkt von den gesunden Krautfeldern Preußens hergenommen habe; sie behaupten, Graf Moltke sei der beste Hauslehrer; unter seiner Leitung müßten deutsche Wissenschaft und Kunst — die leiblichen Geschwister — geistig und körperlich stramm anwachsen. Und sie thäten's jetzt schon. Hofianna! rufen die guten Bourgeois.

„Ich kann's nicht glauben! Späherer Höhen können die Deutschen stürmen unter dem Kommando rüder Unteroffiziere, aber nicht den Parnas. Noch hat der alte Befehlshaber dieses Berges, der alte Gott Apollo, so viel Ehre im Leibe, daß er lieber mit seiner getreuen Garde stirbt, als mit königlich preussischen Unteroffizieren und Partnern à la Felix Dahn und Oskar von Redwitz kapitulirt. Er wird aber nicht sterben, denn erstlich ist er ein unsterblicher Gott und zweitens hat er die Gabe, sich und den ganzen Krieg mit einem zauberischen Dunkel zu umgeben, in welchem die blöden Augen der militärischen Gardejunker nichts

sehen. Hinter einer Zauberhede liegt Apollo versteckt wie ein minnigliches Dornröschen und wartet geduldig auf den Tag, an welchem das geknechtete und irgeleitete Volk wie ein Mann, wie ein ächter königlicher Prinz von Gottes Gnaden, die Ketten abschütteln wird. Und dieser Prinz wird die Zauberburg ersteigen, friedlich, ohne Kampf und ohne Bajonette, weil er aufrichtig fühlt und denkt.

Bis dahin aber vegetiren die im Fleische wandelnden Jünger Apollo's in wehmüthiger Erinnerung und freudiger Hoffnung dahin, während eine andere kleine Schaar thatkräftiger Männer mit Wort und That den Weg des Heils ebnet. Von ihnen erwartet auch der deutsche Apollo Erlösung aus der Gefangenschaft.

„Unterdessen erschallt das laute Tohuwabohu der deutschen Krämer, Junker, Kapitalisten und Soldaten. Auch sie haben ihren Parnas, auf welchem ihre Dichter sitzen wie schreiende Papageien in einem zoologischen Garten. Wo liegt dieser Parnas? Ich glaube zu Leipzig im Schützengarten, und wenn man eine neue deutsche Reichsmark bezahlt, kann man ihn an jedem schönen Sommerabend mit rothen Laternen erleuchtet sehen. Bisweilen sieht man Herrn Hofrath Rudolf Gottschall, Ritter hoher Orden, dort oben in schöner Beleuchtung stehen, und neunundneunzig unter hundert ehrlichen Leuten schwören darauf, daß er der leibhaftige ewige Apoll sei. Fehlgeschossen, meine Lieben, er ist ein armes sterbliches Wesen und überlebt höchstens seine alten Gedichte, er hat Geistesverwandtschaft mit dem nachgemachten Berge Parnas, der bekanntlich nur Blech ist. Mögen die Leipziger noch so laut und selbstbewundernd ausrufen beim Anblick ihrer blechernen Gebirgslandschaft: „Ganz wie die Natur!“ Ganz wie die Natur — Blech bleibt Blech, Gottschall bleibt Gottschall, und Natur und Kunst lassen sich nicht kommandiren, wie preussische Soldaten, Sie werden sich euch freiwillig hingeben, wenn ihr ein freies Volk seid — eher nicht.

„Ich meine nicht, daß das deutsche Volk niemals mit wahren Gefühl und Verständniß aus dem Horn der Poesie getrunken hätte. Es gab eine Zeit, die den älteren Leuten noch sehr gut erinnerlich ist (die gute alte Zeit!), wo es eine große Sünde der Unterthanen war, über den politischen und moralischen Werth ihrer Landesväter nachzudenken; es gab eine Zeit, wo man die Freiheit auf Erden auch dem Namen nach nicht kannte, und deshalb

*) Siehe Nr. 36 der „Neuen Welt“.

suchte man sie in idealen Regionen, in welchen der menschliche Geist wie in sein wahres Heimatland eintrat, während der Körper mit Ketten belastet dumpfe Schmerzen erlitt. Und in dieser Zeit war es auch, wo die Gedanken und Poesien Goethe's, Schiller's, Beethoven's zc. Gemeingut zu werden schienen, denn vom ästhetisirenden Hofmanne abwärts bis zum reisenden Handwerksburschen, der am Morgen nicht wußte, wo er am Abend sein Haupt hinlegen werde, pfiff und sang man dieselben Loblieder der Kunst. Die Kunst erschien den Menschen wie ein Messias, welcher sie aus der Sphäre des politischen und sozialen Elends errettete. Aber es war ein Irthum. Körper, Herz und Geist gehören zusammen, und kein Gott kann eins derselben vollständig glücklich machen, wenn er die beiden andern darben läßt.

„Jetzt hat sich das Blatt wunderbar gewendet. Der französische Wein aus der Ernte der Revolutionsjahre, den unsere Väter vorsichtig und mit dem farblosen Wasser kindlicher Unterthanentreue gemischt einst tranken — dieser Wein fing plötzlich an, in den Köpfen der Kinder zu gähren und allerlei Gedanken auszubrüten. Geist des Jahres 48, du braustest über die deutschen Lande, als ob alles Unreine, alle mephitischen Lüfte weggeweht werden sollten, aber die Schicksalschwester machten das wieder schlecht, was ein Gott gut zu machen gedachte; die Hohenzollern fanben die Zauberworte, den Sturm zu beschwören, und diese Worte hießen: Freiheit, Konstitution, Parlament, liberal, Menschenrechte zc., lauter Worte, die einst von freiheitsdurstigen, edelbegeisterten Männern erzeugt und ausgerufen wurden, um mit ihnen gleich Bomben Bresche zu schießen in die Wälle des Absolutismus.

„Welcher Zauber muß in diesen Worten liegen, wenn selbst ihr blasser Klang Wunder wirkte, wenn das freiheitsbegierige Volk sich bethören ließ, zu glauben, daß jene Worte, in das Land hinausgerufen von den Trägern der Macht, mehr wären, als Schall und Rauch. Der Sturm legte sich, das souveräne Volk wurde wieder unterthänig tren und wartete geduldig auf das Versprechene; die lieben Landesväter aber hatten viel Anderes zu thun, als Versprechungen zu erfüllen. Das Einzige, was sie ihren Völkern erlaubten, war das kindliche Vergnügen mit jenen politischen Schlagworten Versteck zu spielen. Es war ein Spiel mit großem Einsatz, während der Gewinn fast gleich Null war und ist.

„Die Deutschen träumten in Zeitungen und Vereinen, in Versammlungen und bei Festbanketten davon, daß sie jetzt ein politisches Volk seien, und die Zahl derjenigen, welche sich nicht täuschen ließen durch den Schall der Worte, und politisch mißmuthig sich wieder in die Regionen der Kunst flüchteten, wurde von Jahr zu Jahr geringer. So kam es, daß das Interesse für die Künste immer mehr abnahm, während die vage politische Schwärmerei für Freiheit und Konstitution, für soziale Gleichberechtigung sich steigerte. Und als nun der hohenzoller'sche Geist Fleisch wurde und unter der Maske des Herrn von Bismarck energisch die Zügel der Regierung ergriff, da, ja da wurden wir erst recht ein merkwürdig politisches Volk. Wurde die Regierung nicht selbst eine ausgesprochen liberale? Wurden die preussischen Junker nicht freigeistig? Haben wir nicht ein freies Parlament? Sind wir nicht eine grrrande nation, die ihre Bajonette besser als alle andern Nationen anzuwenden weiß? Haben wir es nicht weit gebracht in der Erzeugung aller möglichen sozialen Wohlthaten? Haben wir nicht Schulen, in welchen die Weisheit mit Pöppeln eingegeben wird? Bestigen wir nicht Ruhm? Ist Richard Wagner, der Messias der zukünftigen Musik, etwa kein Deutscher? Schreibt Felix Dahn nicht patriotische Stücke? Und fühlen wir uns nicht alle, „soweit die deutsche Zunge klingt“ äußerst glücklich.

„Nein, wir fühlen uns nicht alle, glücklich. Ebenso wie es zur Zeit der römischen Kaiserzeit Unzufriedene gab, die an dem hybaritischen Leben keinen Gefallen fanden, weil ihr Geist nach Höherem verlangte, giebt es auch jetzt Tausende, ich hoffe nicht zu viel zu sagen: es giebt Millionen, welche vor dem Sögenbild des preussischen Liberalismus nicht knien wollen. Es ist keine lebendige Göttin der Freiheit, es ist eine aufgepumpte Puppe, eine chinesische Pagode, deren eigennützig Priester den süßen Wahn des getäuschten Volkes mit dem Zuckerbrot süßer Worte und liberaler Phrasen zu nähren suchten.

„Wir Unzufriedenen, wir Besitzlosen, wir Arbeiter um das tägliche Brot, wir irdisch armen Jünger des Gottes Apollo, wir wissen es nur allzu gut, daß alle jene Wohlthaten, die ich aufgezählt habe, nichts weiter als Lockmittel der Regierung sind für den liberal phraselnden Mittelstand, welcher — Gott sei's geklagt! — keine höheren Zwecke hat, als sich den Magen bequem anzufüllen und sich selbst zu bewundern. Arbeiter, Dichter, Gelehrte mögen hungern, was geht das jene erbarmungslose Menge der großen und kleinen Kapitalisten an, die sich in den Dienst der starken Hohenzollern begeben hat und in demselben sich so außerordentlich wohl fühlt.

„Ja, das große Werk des Herrn Fürsten von Bismarck scheint für immer und ist für den Augenblick gelungen. Alle untergeordneten menschlichen Begierden sind aufgereizt worden, alle edlen, humanen unterdrückt worden, und indem man von Berlin aus die ersteren mit allen möglichen sozialen Wohlthaten, mit Ruhmphasen und liberalen Reden füttert, wach erhält und zum Spekuliren anhält, werden die letzteren unterdrückt, damit um Himmelswillen die Menschen nicht plötzlich einmal entdecken, daß es Ideen gäbe, welche zu verwirklichen ein edleres Ziel sei, als Geld zu verdienen und seinen Nächsten verhungern zu lassen.

„Die große Menge der Bourgeois wird diese Entdeckung vermuthlich noch lange nicht machen, trotz aller Kämpfe und Anstrengungen der kleinen, aber wackeren sozialdemokratischen Partei, welche sich nicht von dem berlinischen Zerbrochne wahrer Freiheit locken läßt, trotz aller Seufzer und Klagen aller derjenigen, die den Untergang der ‚hehren Himmelstochter‘ Poesie bejammern.

„Bejammern ist das richtige Wort! Es steht in der That jämmerlich um deutsche Kunst und Poesie, oder besser: um das Verständniß derselben. Indem ich zu dem eigentlichen Sujet dieser Plaudereien zurückkehre, weise ich darauf hin, wie laut und anhaltend auch in jenen Kunstkreisen, die beschattet werden von der Gnade der reichsfreundlichen Parteien, jetzt Klage geführt wird über den Verfall des deutschen Theaters. Dieser Verfall ist eben nicht abzuleugnen, und Jeder, der Herz und Sinn für deutsche Kunst hat, sucht nach Abhilfe! Vorschläge zu Dugenden sind gemacht worden, geschimpft, gescholten auf Theaterdirektoren, Dichter, Komponisten, Kritiker, Schauspieler und Dramaturgen wird genug, nur bisweilen wird auch mißbilligend der Indifferentismus des Publikums erwähnt. Und doch, glaube ich, ist grade dieser letztere die Hauptursache des Verfalls. Seine Ursachen, und vor allem die traurigen Resultate, welche er erzielt hat, habe ich mir vorgesezt, in diesen Zeilen so kurz wie möglich zu betrachten.

„Mehrjährige Erfahrungen und näherer Umgang mit den Theaterangehörigen haben mich überzeugt, daß die Hauptschuld des Verfalls nicht am Dichter liegt. Freilich hat Deutschland eine Menge Theaterdirektoren und Schauspielertuosen, denen es nicht um die Kunst, sondern um das zu verdienende Geld zu thun ist; auch die Mehrzahl der Schauspieler betreibt den Beruf mehr als Handwerk, als aus künstlerischem Interesse. Eine Fluth von Pseudodichtern existirt, die ihre Asterdichtungen an den Mann zu bringen verstehen, eine Unmasse von Kritikern giebt es, die von ihrem erhabenen Vorbilde nichts wissen wollen, die zum Theil ganz unfähig sind, Urtheile abzugeben, zum Theil diesen Beruf zur Nebenache machen aber forschen wir nun nach der Ursache dieser unglücklichen Erscheinungen, so bleibt dieselbe doch immer der Indifferentismus des Publikums, welcher diese ephemeren Geister ruhig walten läßt.

„Schiller war bekanntlich der Ansicht, daß das Theater ein ästhetisches Nationalerziehungsinstitut sein solle. Diese Ansicht wurde schon früh von allen hochsinnigen Kunstverständigen adoptirt und bis auf den heutigen Tag festgehalten. Was Schiller sich unter einer solchen Erziehungsanstalt dachte, mag dahingestellt bleiben, — seine Gedanken waren höher als diejenigen seiner blöden Anhänger und deshalb denselben auch unverständlich, — festzustehen aber scheint mir, daß jenes Prinzip der Erziehung des Volkes zur Kunst merkwürdig übereinstimmt mit dem allgemein politischen Grundsatz, welcher auch jetzt noch festgehalten wird, daß das Volk eine unmündige Menschenmenge sei, welche von

der Regierung zu allem Guten und Schönen erzogen werden müsse. Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch dauert nun schon diese Erziehung: wann wird nach der Meinung der Landesfürsten und deren Komparfen denn endlich das Volk souverain und mündig werden? Die von oben auf uns drückende Moralerziehung hat den beschränkten Unterthanenverstand gezeugt und gezeitigt, die herrlichen sittlichen Vorbilder der Fürsten im achtzehnten Jahrhundert haben Sittenlosigkeit im Volke erweckt, der Kunstgeschmack eines Ludwig des Vierzehnten hat den Geschmack des Volkes an der Rococounatur hervorgerufen, und was das Aller schlimmste ist, jener Erziehungsgrundsatz hat den Einfluß der Kirche und der Priester, welche sich den Regierungen unentbehrlich zu machen wußten, zu einem riesengroßen gemacht, so daß jetzt die preussische Regierung, wenn es überhaupt ihr ernstester Wille ist, die selbstgeschaffenen Geister nicht mehr bannen kann.

„Erziehung des Volkes! Man könnte über dieses Thema hundert Bände schreiben und darin beweisen mit unzähligen geschichtlichen Daten, daß die von oben eingimpfte Moral mehr

Unheil im Volk als Heil gestiftet hat, weil eben jener moralische Geist nicht das natürliche Sittlichkeitsgefühl, welches jeder unverdorrene Mensch in seinem Gewissen beherbergt, ist, sondern der Herren eigener Geist, ein Absud aus Fürstenhochmuth, Souverainitätschwindel, Gottesgnadenthum, Junkerbornirtheit und Pfaffencholastizismus. Wer uns jenen habgierigen, unbarmherzigen, egoistischen Mittelstand, gegen den jetzt alle edleren Geister und der gesammte unterdrückte Proletarierstand ankämpfen, geschaffen hat, wer ihn sich neuerdings erzogen hat zum Schutz und Schild der eigenen Macht, das ist wohl nicht schwer zu errathen. Und wenn jetzt von Regierungswegen Gedankenfreiheit und Humanität auf die Fahne geschrieben werden, so weiß man, was man davon zu halten hat. Alle jene Lehrer des Volkes, sie stehen unter dem Banne der von der Regierung hochgeschätzten Ansichten und Moralgrundsätze; von einer Geltendmachung des latenten natürlichen Sittlichkeitsgefühls im Volke ist nirgends die Rede. Und doch hat das Volk auf diese Nugsbarmachung gewiß die unveräußerlichsten Rechtsansprüche.“ (Schluß folgt.)

An die Sozialdemokratie!

Wißt ihr es noch — es war in jenen Tagen,
Da ihr die Bruderschachten habt geschlagen
Auf Böhmens Feldern und auf Kastatts Auen —
Es saß das Herz ein namenloses Grauen,
Wie schwer wir schmachten in der Knechtschaft Banden —
Da ist der neue Heiland uns erstanden.

Zwar nicht mit Pfaffen und mit Kreuzesträgern,
Auch nicht durch Durschen mit den blanken Schlägern,
Und nicht im Kampfe auf den Barricaden,
Das würd' uns selbst und ihm am meisten schaden;
Wir wollen Menschen sein, so tönt's in allen Landen,
Es ist der neue Heiland auferstanden.

Und was durch Fleiß die Völker sich erwarben,
Und wer erschafft, soll nicht im Hunger darben,
Die Wissenschaft soll Allen frei gehören,
Kein freier Mann Despoten Treue schwindern;
Da sich als Brüder wieder Menschen fanden,
Da ist der neue Heiland uns erstanden.

Der Tag des Weltgerichts, er ist erschienen,
Wo die Vergeltung naht mit ersten Mienen;
Nicht wird sein Kreuz nach Golgatha er tragen,
Nicht wird er mehr zur Sühne dran geschlagen,
Und jubelnd tönt's: Gesprengt die Sklavenbanden!
Denn siegend ist der Heiland uns erstanden!

Sp.

Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt (siehe das Bild Seite 468), ein äußerst begabter und thätiger Forscher auf allen Gebieten der Naturwissenschaften, ward geboren am 14. September 1769 zu Berlin. Nach dem üblichen Besuch der Schulen und Universität war er in den Jahren 1792—1797 Ober-Bergmeister in den fränkischen Fürstenthümern und ward dadurch gleich praktisch auf ein Feld gelenkt, auf welchem eine Menge seiner kleineren und größeren Abhandlungen so fruchtbar und fördernd wirkten. Noch bedeutend erweitert wurde sein Gesichtskreis durch große Reisen nach Südamerika und Cuba (1799 bis 1804) und nach Asien (1829), auf denen er mannichfaltige Beobachtungen und Entdeckungen von der höchsten Wichtigkeit machte. Mit allen Helden seiner Wissenschaft sowohl, wie mit den meisten auf anderen Gebieten berühmten Männern stand er in persönlichen oder doch brieflichen Beziehungen, und dieser zum Theil schriftliche Meinungs- austausch, besonders der Briefwechsel mit Schiller, zeigt uns den edeln Menschen, den tiefen Denker und den scharfsinnigen Gelehrten. Alle diese Eigenschaften nehmen wir wahr in seinen lateinisch, französisch und deutsch geschriebenen Abhandlungen, sowie in den größeren Werken, die in ihrer sprachlich vollendeten Form ein hochzuschätzender Besitz auch unserer Literatur sind. Am vollständigsten tritt uns die innige Vermählung von wissenschaftlicher Bedeutung und Schönheit der Sprache, die nicht selten einen erhabenen dichterischen Schwung nimmt, entgegen in seinen beiden mit Recht am meisten gelese- nen, weil auch populärsten Werken, dem „Kosmos“, einem „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, und den „Ansichten der Natur“. Ueber seine staatsmännischen Beziehungen, die ihm natürlich inmitten der Hauptpersönlichkeiten seiner Zeit, bei seines Bruders langjähriger hoher Stellung im preussischen Staatsdienste nicht fehlen konnten, läßt sich wenig sagen. Sind ja doch über die politischen Hauptcharaktere jener Zeit die Akten durchaus noch

nicht geschlossen, namentlich da jedenfalls viele wichtige Dokumente ihren Weg in die trüben Abgründe der königlichen Archive gefunden haben.

Kriege eines aussterbenden Indianerstammes. Vermöge der „civilisirenden“, bildenden und veredelnden Thätigkeit der Europäer finden sich von dem Indianerstamm der Delawaren, deren Repräsentanten unser Bild (Seite 469) uns vor Augen führt, derzeit nur noch gegen 800 Exemplare in Amerika. Im Jahre 1832 sagte ein Häuptling zu den Seinen: „Brüder! Unser großer Vater spricht, er liebe seine rothen Kinder. Als er zuerst über das große Wasser kam, war er nur ein kleiner Mann. Er bat um etwas Land, er wollte seine rothen Brüder glücklich machen. Als sich der weiße Mann an dem Feuer der Indianer erwärmt hatte, ward er sehr groß: er ward unser großer Vater. Er liebte aber seine rothen Kinder und sagte: ‚Gebet etwas weiter oder ich trete euch!‘ Da er aber fand, daß sie sich zu langsam bewegten, schickte er seine großen Kanonen vor sich her, um seinen Weg frei zu machen. Brüder! Ich habe unsern großen Vater oft sprechen hören; er endigte aber immer mit den Worten: ‚Gebet etwas weiter, ihr seid mir zu nahe!‘“ In diesen Worten, die übrigens auch der geborene Franzose und klassische deutsche Dichter Chamisso zu einem prächtigen Gedichte gestaltet hat, finden wir die Erklärung für die Thatfache, daß die Zahl der Eingebornen neuentdeckter Länder von Millionen auf — Hunderte reduziert worden sind. Mit Gewalt, Ver- rath, Blutbädern, Duellenvergiftungen, kurz, durch jede Art des Bruchs des primärsten Völkerrechts hat man diese „civilisatorische“ Thätigkeit nach allen Seiten hin entfaltet. Den Missionsstationen schloß sich bald die unternehmende Kaufmannschaft an, welche sich besonders für ihr „Feuerwasser“ ein neues Absatzgebiet schaffte und durch diese und andere „Segnungen der Kultur“ den sittlichen und materiellen Untergang der Eingebornen herbeiführte. Auch das Wort *divide et impera*, d. h. entzweie und herrsche, wie es das treulose Rom von den ersten Zeiten seiner Entwicklung an bis zu seiner Weltmachtsstellung so gründlich befolgte, brachten die „Kulturkämpfer“ trefflich in Anwendung. Man trieb „Opportunitätspolitik“ in kraffester Form: man schloß hinter dem Rücken eines Indianerstammes Bündnisse mit einem andern, den man auf den alten Bundesgenossen hetzte, zu dessen Vernichtung. Solche zur Bekämpfung ihrer Stammesgenossen aufgebotene Delawaren, in zum Theil europäischen Ausrüstung, führt uns unser Bild vor. Wer weiß, unter welchen Vorpiegelungen die Föderation diese Armen zur Hülfleistung bei Vernichtung ihrer Stammesverwandten gewonnen hat. Daß grade die Delawaren sehr gut zu brauchen sind, begreift man sehr leicht, wenn man weiß, wie sie ausgestattet sind mit außerordentlicher Schärfe der Sinne, mit ungläublich treuem Gedächtniß für Dertlichkeiten, selbst wenn sie dieselben nur einmal gesehen haben. Dazu kommt noch, daß sie ganz besonders weite Wanderungen unternehmen, von den Grenzen der „Civilisation“ bis fern nach Westen zum Stillen Ozean. Mit Entrüstung denkt der Menschenfreund an den unvermeidlichen Untergang solcher „Barbarenvölker“, von deren zuweilen hoch entwickelter Kultur man eine Ahnung erhält aus mancherlei Berichten von Zeugen der Entschlossenheit, der Gastfreundschaft und des Edel- muthes, die unter ihnen gar häufig wahrgenommen worden sind, einer Kultur, die man hochachten muß, wenn man ihre Zeugnisse sieht in den Ueberresten z. B. aus der Infaherjschaft in Mexiko. Wie lange wird es dauern, bis die ganze Menschheit bricht mit jener oben ge- nannten römischen Staatsmaxime und mit Worten und Thaten beipflichtet dem Worte Goethe's:

„Entzweie und gebiete! Tüchtig Wort!
Rein und leise! Besser Wort!“

wt.